



# Aktion Himmelswind: Israel und die Gaza-Flotilla

***Ein Konvoi von sechs Schiffen mit nahezu 700 Passagieren will Ende Mai 2010 die israelische Blockade des Gazastreifens durchbrechen. Eine Koalition internationaler NGOs mit palästinensischen Gruppen hat einige Parlamentarier aus europäischen Ländern und mehr als siebzig internationale Journalisten auf die sechs Schiffe verteilt, die die Aktion begleiten sollen.***

## Treffpunkt Athen

Khalid Turaani, 44 Jahre alt, Geschäftsmann und amerikanischer Staatsbürger, geboren in einem palästinensischen Flüchtlingslager in Syrien, hat gerade die Renovierungsarbeiten an der „Sfendoni“ inspiziert. „Steinschleuder“ heißt auf Deutsch dieses Schiff, in Anspielung an die palästinensische Intifada, und wie zum Kontrast zum Namen sieht es aus wie ein Ausflugsboot ins Neckar- oder Maintal, mit Platz für knapp hundert Menschen. Ort: der Hafen Zeas Marina im griechischen Piräus, es ist der 23. Mai 2010. Turaani hat es eilig. In einem anderen Athener Hafen liegt noch das Frachtschiff „Eleftheri Mesogeios“ („Freies Mittelmeer“), das Hilfsgüter für die Menschen im Gazastreifen laden soll. In flotter Fahrt geht es durch die Straßen von Piräus. Auf dem Rücksitz assistiert der Palästinenser Amin dem Fahrer, er hat im Libanonkrieg einen Arm verloren und hilft jetzt bei der Organisation des in dieser Größe einmaligen Unterfangens. Als Turaani sich im Straßengewirr verfranzt, übernimmt Amin energisch das Steuer. „Schon mal mit einem einarmigen Chauffeur gefahren“, fragt Turaani und lacht, „er hat die Straßenkarte im Kopf“ - und Amin lächelt versonnen in sich hinein.

1400 Tonnen Hilfsgüter lagern auf dem Kai im Frachthafen: hauptsächlich Bauteile für Fertighäuser aus Holz, dazu mehrere hundert elektrische Rollstühle, Medikamente und zwei komplette Wasseraufbereitungsanlagen. Turaani muss sich in Geduld üben, denn die Verladung des Frachtschiffs „Eleftheri Mesogeios“ geht recht schleppend vonstatten. Das Schiff ist für die kommende Reise umgetauft worden, hieß früher „Sophia“. Die Organisation ist nicht optimal, zumal die griechischen Hafenbehörden permanent Schwierigkeiten machen und in Formularen schwelgen. Die Zeit drängt. Schon jetzt ist klar, dass das vereinbarte Treffen mit anderen Schiffen des Konvois wahrscheinlich verschoben werden muss. Neun Schiffe aus der Türkei, Griechenland, Schweden, Irland, Deutschland wollen sich vor Zypern treffen und dann gemeinsam Gaza ansteuern.

Am nächsten Tag, dem 24. Mai, stehen die „Safety Instructions“ für die Teilnehmer aus Athen auf dem Programm: Aktivisten diverser propalästinensischer Gruppen, dazu Journalisten und TV-Leute aus Deutschland, Belgien, Schweden, der Tschechischen Republik, Bulgarien, Italien und natürlich Al Dschasira haben sich auf der „Sfendoni“ versammelt. Schließlich einige als prominent eingestufte Teilnehmer aus den USA wie etwa der ehemalige Irak-Botschafter Edward L. Peck oder der US-Navy-Veteran Joe Meadors, der 1967 auf der U.S.S. Liberty den Angriff israelischer Kampfflugzeuge überlebte. Khalid Turaani übernimmt routiniert die Regie. Er war erfolgreicher Campaigner in Illinois, Wisconsin und Ohio für Georg W. Bush vor dessen erster Wahl zum US-Präsidenten und hat bei der zweiten Wahl in der Organisation „Arab-American Republicans Against Bush“ gegen den Amtsinhaber gearbeitet. Er steht der Organisation „American Muslims for Jerusalem“ als Präsident vor und ist Mitglied weiterer arabischer Organisationen in den USA. Seit kurzem residiert er in Brüssel. Sein Partner und Vorgesetzter in Europa ist der in London lebende palästinensische Arzt Arafat Shoukri, der hier in Athen den Vorsitz der Aktion innehat.

Die „Safety Instructions“ sollen auf etwaige Aktionen der israelischen Marine gegen den Konvoi vorbereiten. Israels Regierung hat ein konsequentes Vorgehen gegen die „Freedom Flotilla“ angekündigt und spricht von „Piraterie“. Mehrere NGO-Vertreter appellieren an Gewaltlosigkeit, man soll sich nicht provozieren lassen. Ein erster Ausfall wird vermeldet. Die gerade instandgesetzte



„Rachel Corrie“ aus Irland, ein kleines Frachtschiff, hat einen Maschinenschaden und kann nicht kommen. Benannt ist das Schiff nach der 2003 von einem israelischen Bulldozer getöteten amerikanischen Demonstrantin, die das Niederwalzen palästinensischer Häuser verhindern wollte. Wahrscheinlich Sabotage, heißt es, sei der Ausfall der „Rachel Corrie“, wirkliche Belege dafür werden nicht genannt. Nur noch acht Schiffe also, und gleich darauf noch eine Negativmeldung: das Schiff der deutschen Sektion von „European Jews for a Just Peace“ (EJJP) wird wahrscheinlich auch nicht kommen, weil zu spät gestartet.

Dror Feiler, der schwedische Vertreter der EJJP und Vorsitzender der „Jews for Israeli-Palestinian Peace“ ist einer der Wortführer der starken schwedischen Delegation. Der 58-jährige Musiker und Komponist stammt aus einer deutsch-jüdischen Familie, ist in Tel Aviv geboren, war Fallschirmjäger bei der israelischen Armee und einer der ersten Kriegsdienstverweigerer („refuseniks“), die den Dienst in den von Israel besetzten Gebieten Palästinas verweigerten. Unter den Blockadegegnern hat er die besten Kontakte nach Israel und überdies gerade mehrere Interviews mit dem israelischen Militärsender geführt. Feiler ist maßgeblich am Kauf des Schiffes „Eleftheri Mesogeios“ als griechisch-schwedische Gemeinschaftsaktion beteiligt gewesen, er hat Gelder und Unterstützer gesammelt. Er berichtet, dass die israelische Regierung vorhabe, den Konvoi zu stoppen und Gefängniszellen für die festzunehmenden Blockadegegner bereithalte. Ein Raunen geht durch die Versammelten. Feiler kündigt darüber hinaus an, dass der schwedische Schriftsteller Henning Mankell in Zypern zum Konvoi stoßen wird. Für Feiler, der sich selbst, in derber Ironie, als Anarcho-Stalinist bezeichnet, könnte diese Aktion den Start in die Politik bedeuten, denn er will im September auf der Liste der linken „Vanster Partiet“ für das schwedische Parlament kandidieren.

In einem Athener Hotel, im Zentrum der Stadt, logieren die angereisten Blockadegegner. Eine Hektik sondergleichen, jede Stunde werden Termine neu angesetzt, unterschiedliche Informationen machen die Runde. Ein organisatorisches Chaos für die Journalisten, die kaum zum Schlafen kommen. Khalid Turaani sitzt seit Mitternacht im Business-Center des Hotels und versucht einen Beitrag bei Youtube zu platzieren. Anderthalb Stunden später ist er am Computer sitzend eingeschlafen und wacht erst gegen drei Uhr morgens auf.

## Die Gaza-Flotilla

25. Mai. Nicht viel Zeit für den nächsten Termin, denn um acht Uhr ist die Abfahrt in den Hafen zur „Sfendoni“ geplant. Alle sind versammelt, die Abfahrt wird dauernd verschoben. Gegen zwölf Uhr hasten plötzlich Redakteur und Kameramann von Al Dschasira aus dem Hotel, ohne etwas zu sagen, steigen in ihren Mietwagen und sind weg. Langsam macht die Nachricht die Runde, der Frachter „Eleftheri Mesogeios“ sei fertig geladen und fahre jetzt ab. Alle wollten eigentlich die Bilder haben, aber Al Dschasira hat nicht nur hier die Nase vorn. Die zurückgebliebenen Journalisten fordern jetzt von den Organisatoren Gleichbehandlung bei allen Informationen. Turaani versucht beschwichtigend zu intervenieren.

Plötzlich taucht Arafat Shoukri auf und verkündet: 13.30 Uhr Abfahrt zum Hafen, die „Sfendoni“ sei bereit. Vor dem Hotel stauen sich die Taxis. In Piräus angekommen, werden erst die Gepäckstücke eingeladen, dann wieder ausgeladen und am Ufer gelagert. Aus Sicherheitsgründen, meint Khalid Turaani, man wolle nicht infiltriert werden. Das Beispiel des Schiffes „Rachel Corrie“ spreche für sich. Er ordnet die „Freedom Flotilla“, wie er meint, „hundert Prozent als humanitäre Aktion und hundert Prozent als politische Aktion“ ein. Also Politik über humanitäre Aktionen? Nein, beides habe seine Berechtigung. Das sei kein Widerspruch. Und er schildert, wie elend die Menschen im „größten Freiluftgefängnis der Welt“ dahinvegetierten. Turaanis Position ist klar: Rückkehr aller palästinensischen Flüchtlinge in ihre Heimat, Rückgabe des früheren Eigentums, Ende des israelischen Siedlungsbaus, ein ungeteilter palästinensischer Staat. Dass dies nicht einfach zu realisieren sei, ficht ihn nicht an. Gerechtigkeit müsse wieder hergestellt werden, er sei bereit, mit den jüdischen Israelis in einem Staat zu leben – aber nicht zu deren Bedingungen.



Inzwischen haben sich die Passagiere der „Sfendoni“ in verschiedene Hafencafes abgesetzt, der Abfahrtstermin wird auf 19 Uhr festgelegt. Ein Banner mit der Aufschrift „Stoppt den Völkermord – Freies Palästina“ wird angebracht. Welcher Völkermord hier gemeint sein soll, kann auch Khalid Turaani nicht beantworten. Er springt auf, weil er diese Parole für „gefährlich“ hält, will mit den Free-Gaza-Movement-Leuten reden. Am Ende bleibt das Banner hängen.

Um 20.45 Uhr am 25. Mai ist es dann so weit. Unter viel Winken, die Palästina-Fahne-Schwenken und „Free-Gaza“-Rufen setzt sich die „Sfendoni“ in Bewegung, seltsamerweise von Al Dschasira-TV vom Kai aus mit der Kamera eingefangen. Bleiben die etwa in Athen zurück? Nein, denn 500 Meter weiter am Kai hält die „Sfendoni“ an, und die Kollegen von Al Dschasira steigen wieder zu. Special Service für den Haussender. Mit dem Ziel Rhodos sticht die „Sfendoni“ dann in See, dort will die Reisegruppe nach 22-stündiger Fahrt eine Nacht im Hotel verbringen. Die Gespräche an Bord kreisen immer wieder um Sinn und Zweck dieser Aktion. Janet Kobren, eine pensionierte amerikanische Mathematiklehrerin sieht das alles als Versuch, die „Menschenrechte in Palästina wieder herzustellen“. Sie selbst stammt aus einer jüdischen Familie, ihre Eltern gehören eher dem an, was sie selbst als „jüdische Lobby in den USA“ bezeichnet. Ihre Argumentation ist von tiefem Mitgefühl für das Schicksal der Palästinenser bestimmt. Gerade sie als Tochter aus einer jüdischen Familie könne solche Verhältnisse wie in Gaza nicht einfach verdrängen.

Mehr politisch argumentiert Kobrens Landsmann Edward L. Peck, zwanzig Jahre lang US-Botschafter in Nahost, unter anderem im Irak. Der 81-Jährige ist der älteste Teilnehmer des Konvois und hat auch seinen Schlafsack mitgebracht, um in irgendeiner Ecke der „Sfendoni“ etwas auszuruhen. Peck versteht seine Anwesenheit als Protest gegen die Politik der USA und auch der EU im Nahostkonflikt. Ein Skandal sei es, wie man es dulde, dass die Interessen eines ganzen Volkes so mit Füßen getreten werden; die israelische Politik sei nicht hinnehmbar, die USA außerstande, wirklich Veränderungen herbei zu führen; und die EU halte sich vornehm zurück, obwohl sie doch sehr viel näher am Konfliktherd sei.

Unter den Muslimen an Bord der „Sfendoni“ fällt am meisten Bilal Abdul Azziz auf: Vollbart, breite Sonnenbrille, braune, militärähnliche Schirmmütze, in feinsten, gutschitzender Ballonseide gekleidet, läuft er in einem Hip-Hop-artigen Wiegeschritt über das Oberdeck. Er ist Englischlehrer und will in Gaza unentgeltlichen Unterricht geben. Als Sohn einer irischen Katholikin und eines Jamaikaners ist er spät zum Islam konvertiert – aus Überzeugung, wie er sagt. Schon mehrere Male war er in Gaza, auch durch Tunnels aus Ägypten, was ihm dort Gefängnis einbrachte. Azziz sagt unumwunden, wie er die Sache sieht: die von Israel gewaltsam enteigneten Palästinenser sollten wieder zurück kehren in ihre Heimat, sollten Häuser und Grund zurück erhalten und in die gleichen Rechte gesetzt werden wie die Israelis: „Wer etwas genommen hat, kann es auch wieder hergeben.“ Ja, es gäbe auch einige „gute Israelis“, aber bis zu 97 Prozent seien „evil“, böse, und von daher sei nur mit Worten wenig zu erreichen. Khalid Turaani, der daneben sitzt, lobt Azziz für seine Ausführungen: „Das klang sehr gut, so als ob du in der besten PR-Schule der Welt gewesen wärst.“

Inzwischen machen neue Gerüchte die Runde: die Ägypter hätten verlauten lassen, sie würden ebenfalls gegen den Konvoi vorgehen; wenig später heißt es genau das Gegenteil: die Ägypter würden den Konvoi unterstützen. Der bulgarische Kollege behauptet, man würde uns auf hoher See aushungern wollen – von zehn Tagen oder mehr ist die Rede. Einige äußern die Befürchtung, dass sich die Türken schiffe nicht stoppen lassen wollen und es möglicherweise zu Gewalt kommt. Khalid Turaani erzählt enttäuscht davon, dass einige türkische und griechische Parlamentsmitglieder auf Druck ihrer Parteien die Teilnahme am Konvoi abgesagt haben. Das aber trübt die Stimmung nur kurz. Am späten Abend sitzen mehrere Palästinenser mit Janet Kobren und einer jungen Frau aus der schwedischen Gruppe um einen Tisch, der mit einer Palästina-Flagge drapiert ist. Lieder werden gesungen, der Kameramann von Al Dschasira hat sich bestens positioniert, und sein Redakteur dirigiert und stimuliert die singende Gruppe, bis die Einstellungen im Kasten sind.

Am nächsten Vormittag danach hat die später gestartete „Sfendoni“ das Frachtschiff „Eleftheri Mesogeios“ auf hoher See eingeholt. Dort steht der Schwede Dror Feiler auf den Planken der Ladeabdeckung mit seinem Saxofon und spielt Lieder von Hanns Eisler. Wieder Fahnen, „Free Gaza“-Rufe, und wieder der Al Dschasira-Redakteur als Animateur. Weil ihm eine Einstellung dieser



Begegnungsszene nicht gefallen hat, platziert er den Kameramann um, ruft einem Palästinenser „Free Gaza“ zu, der seine Aufforderung aufnimmt, und schon hat er das, was er für seine aktuellen Beitrag braucht, den er gleich an seinen Sender absetzen wird.

In Rhodos angekommen wollen die meisten ins Hotel, endlich eine Dusche nehmen. Der Taxifahrer wundert sich über die vielen Menschen, die aus der „Sfendoni“ strömen: „All diese Leute waren auf dem Schiff? Wo kommt ihr her? Aus Athen? Mit diesem Schiff?“ Er schüttelt den Kopf. 22 Stunden Fahrt für eine Reise, die normalerweise kaum 15 Stunden dauert, das verstehe einer. Als er vom Zweck der Reise erfährt, nickt er. Ja, das sei eine Schweinerei, wie man mit den Palästinensern umgehe. Kaum im Hotel angekommen, unter der Dusche, eine warme Mahlzeit eingenommen, kommt eine neue Meldung: zwei Personen, auch mir wird erlaubt, auf die „Eleftheri Mesogeios“ umzusteigen. Sie ist gerade angekommen und wird im Hafen von Rhodos betankt.

Auf dem 43 Jahre alten Frachtschiff mit seinen 1400 Tonnen Hilfsgütern sollen neben der achtköpfigen griechischen Besatzung noch zusätzlich etwa 18 Personen mitfahren, darunter der Schwede Dror Feller und ein paar Mitglieder seiner Gruppe, ein Franzose, in der Mehrzahl aber Mitglieder der griechischen Gruppe, darunter zwei Frauen. Die Polizei ist wieder angetreten und fordert neue Formulare, ein zäher Verhandlungsmarathon beginnt. Das Schiff wird nach überzähligen Passagieren durchsucht, denn nur zwei Personen zusätzlich zur Crew dürfen an Bord sein. Nachdem die Hafenzollbehörde die dreistündigen Verhandlungen beendet hat, bricht unter der Schiffscrew ein lautstarker Streit aus. Den mitreisenden griechischen Ship-to-Gaza-Aktivisten ist das Ganze peinlich. Niemand kann genau erklären, um was es genau geht. Ein Crew-Mitglied ist an Land gestiegen und führt einen brüllenden Dialog mit einem Kombattanten auf dem Schiff. Die Nerven liegen blank. Nach zwei Stunden ist auch dies überwunden, der Dissident kommt an Bord, Abfahrt mit fast sechs Stunden Verspätung. Ob die „Eleftheri Mesogeios“ den gemeinsamen Treffpunkt aller Schiffe südlich von Zypern einigermaßen pünktlich erreichen wird, steht sehr in Frage.

Am nächsten Tag hat Dror Feller neue Informationen: nach einem aktuellen Interview mit dem israelischen Militärfunk wisse er, dass die Marine den Konvoi mit einer „Spezialeinheit Shayetet Nr. 13“ stoppen wolle. Name der Operation: „Himmelswind“. In Ashdod würden mobile Gefängnisstrakte aufgebaut, um die Verhafteten unterzubringen. Er habe den Israelis gesagt, dass sie sowieso schon verloren hätten, egal was sie noch anstellen. Mittlerweile würden in der israelischen Presse Artikel und Aufrufe gedruckt, die die Regierung auffordern, die Hände vom Konvoi zu lassen. Die Verhältnisse auf der „Eleftheri Mesogeios“ müssen, gelinde gesagt, als problematisch bezeichnet werden. Weil nicht genug Betten vorhanden sind, wird umschichtig geschlafen. Manche nächtigen auf den harten Bänken im Freien, mitten im zugigen Wind. Während auf der „Sfendoni“ eher eine „Free-Gaza-Mentalität“ herrschte, ist man hier weitaus pragmatischer. Man hat Hilfsfracht an Bord, und die soll an die Adressaten und zwar möglichst schnell und unversehrt. Die Fahrt geht mit acht Knoten Geschwindigkeit recht gemächlich. Mehr ist nicht aus der alten Maschine herauszuholen, will man sie nicht überfordern. Die beengten Verhältnisse werden von allen geduldig ertragen. Das ganze Schiff ist mit Hilfsgütern vollgepackt, die Wasservorräte sind begrenzt. Ein Arbeitsgruppensystem sorgt für die Bettenbelegung, Versorgung, Reinigung. Einmal am Tag ist ein Briefing zur aktuellen Situation. Es sind noch rund 50 Stunden bis Gaza.

Am nächsten Morgen schon lautes Hämmern auf der Brücke und dem kleinen Oberdeck. Die Luken werden von Rost befreit und abgedichtet. Man bereitet sich auf etwaige Wasserwerferattacken der israelischen Marine vor. Dror Feiler hat in einem Telefongespräch über Satellit mit Pressevertretern der Marine erfahren, dass dort Gerüchte umlaufen, auf der „Eleftheri Mesogeios“ befänden sich Raketen. „Was für Idioten sind das nur“, schnaubt der kurzbezopfte Musiker. Einen Stock höher führt Schiffsboss Evangelos Pissias lautstarke Gespräche über Satellitentelefon mit den Vertretern der Free-Gaza-Movement in Zypern. Dort sollten noch Passagiere aufgenommen werden, unter anderem Henning Mankell, aber die zyprischen Aktivisten hatten große Spruchbänder am Hafen aufgehängt – mit ihren politischen Forderungen. Jetzt gibt es politische Probleme, weil die israelische Regierung angedroht hat, den Hafen Famagusta im türkischen Teil anzuerkennen, sollte der Schiffskonvoi von den griechischen Zyprioten unterstützt werden. Viertel vor zwölf kreuzen zwei Militärhubschrauber unbekannter Herkunft in großer Höhe die Fahrtroute der „Eleftheri Mesogeios“. Gelassenheit bei Crew und Passagieren. Man rechnet hier mit (fast) allem.



## Der Überfall

Am heutigen 29. Mai, am frühen Abend, ist Schriftsteller Henning Mankell zusammen mit der schwedischen Ärztin Viktoria Strand und dem Parlamentarier Mehmet Kaplan von den schwedischen Grünen an Bord gekommen. Die „Eleftheri Mesogeios“ ist das Ergebnis einer schwedisch-griechischen Allianz namens „Ship-to-Gaza“. In beiden Ländern wurde Geld für den Kauf des Frachters und seine Ladung gesammelt, die griechische Crew wurde übernommen. Mankell als Prominenter und Kaplan als Parlamentarier sollen dem Schiff etwas Schutz geben. „Chef de Mission“ ist der 63-jährige griechische Professor für Wassertechnologie an der Technischen Universität Athen, Vangelis Pissias. Insgesamt sind mit Crew jetzt 29 Personen an Bord.

Am nächsten Vormittag Vollversammlung an Deck. Vangelis Pissias will die Strategie für den nächsten Tag, an dem man einen Angriff der israelischen Marine erwartet, besprechen. Pissias, etwa 65 Jahre alt, ein grauhaariger, graubärtiger, schlanker Mann, wie aus einem Film von Costa-Gavras geschnitten, mit einer sanften Melancholie im etwas verwitterten Gesicht, wird von seinen zumeist jüngeren griechischen Mitfahrern geradezu verehrt: ein Sozialist alten Schlages, in Zeiten des griechischen Faschismus im Untergrund; seit dieser Zeit ein Freund des amtierenden Präsidenten Karolos Papoulias, der dieses Unternehmen auch unterstützt, so heißt es.

In der Besprechung gibt es schnell Übereinkunft: man will keinen körperlichen Widerstand bei einer etwaigen Kaperung leisten, alle werden aufgefordert, ihre Nerven im Zaum zu behalten. Man geht hier davon aus, dass im Fall eines Angriffs vor allem die Frachter mit den Hilfslieferungen im Zentrum des israelischen Interesses stehen. Dror Feiler, 58 Jahre alt, Musiker, Komponist und Künstler, meint, die Israelis würden sich kaum getrauen, ein Passagierschiff wie die „Mavi Marmara“ mit 500 Muslimen an Bord anzugreifen. Feiler ist so etwas wie der Sprecher der schwedischen Gruppe an Bord, immer zu einem Spaß bereit, schlagfertig. Feiler: „Ich kenne die Armee, die werden ein solches Wagnis höchstwahrscheinlich nicht eingehen. Schließlich sind die Türken noch so etwas wie ein Verbündeter für die Israelis!“ Hatte er noch vorgestern, mitten auf dem Ladedeck des Schiffes stehend, auf seinem Saxofon mit Überblastönen und Hanns Eisler-Liedern frenetisch den Zusammenschluss der „Freedom Flotilla“ gefeiert, wirkt er jetzt etwas nachdenklicher.

Die Runde der Kapitäne hat beschlossen, ab Dunkelheit in Formation zu fahren: an der Spitze die „Mavi Marmara“, danach, etwas seitlich versetzt, wir; hinter uns die „Sfendoni“, dann die beiden türkischen Frachter und zwischendrin die kleine amerikanische „Challenger II“. Das Tempo wird von uns bestimmt, weil wir die schwächste Maschine haben: mit durchschnittlich 7,5 Knoten Geschwindigkeit. Pissias und seine griechischen Mitstreiter haben eine kleine Hürde für etwaige Angreifer vorbereitet: NATO-Draht, der schon auf Deck lagert. Es wird beschlossen, im Fall der Enterung durch die Israelis, sich auf der Brücke zu versammeln und das Steuerhaus allein durch unsere Anwesenheit so lang wie möglich zu verteidigen. Marcello Faraggi und ich sollen seitlich des Führerhauses auf den kleinen Terrassen genug Platz erhalten, um optimale Filmaufnahmen machen zu können. Zum Schluss werden noch Wachen eingeteilt.

Die Griechen ziehen jetzt, kurz vor Dunkelheit, den NATO-Draht an der Reling rund um das Schiff. Das geht ziemlich flott. Die 30-jährige Athener Bedienung Evyenia, die ihrem Freund auf das Schiff gefolgt ist, und Naim, der Exil-Ägypter mit griechischem Pass, bereiten in der kleinen Küche das Abendessen vor. Danach, ab zehn Uhr, wird in der Küche Kaffee für die Wachen und alle jene, die nicht schlafen können, bereitgestellt. Marcello Faraggi sagt einen Angriff der Israelis zwischen zwei und drei Uhr voraus. Die griechische Journalistin Maria Psara hat sich mit Tesafilm auf ihren Anorak ganz groß „Press“ aufgeklebt. Wir tun das auch. Um zwölf Uhr habe ich meine dreistündige Wache angetreten. Henning Mankell steht auf meiner Seite, vorne Richtung Bug, er ist etwas unruhig. Die meisten können nicht schlafen, überall an Deck sind kleine Gruppen, reden, rauchen viel und lachen. In der Dunkelheit sieht man ab ein Uhr, gar nicht so weit entfernt, Lichter uns begleiten. Es ist Vollmond, das Mittelmeer glänzt mattschwarz, ist seltsam ruhig. Ich kann jetzt auch nicht schlafen, hole



mir einen Kaffee, richte meine Kamera, Ersatzakku, Ersatzchip, Mikrofon und begeben mich auf die Schiffsbrücke, auf die linke Seite, wie vereinbart. Vangelis Pissias steht beim Kapitän, er hat müde Augen. Es ist nun der 31. Mai.

Kurz nach vier Uhr: Helikoptergeräusche. Aus der Dunkelheit kommen von hinten urplötzlich mehr als ein halbes Dutzend kleiner Zodiac-Boote mit jeweils rund einem Dutzend Mann Besatzung. Sie rauschen an uns vorbei, als gäbe es uns gar nicht. Vorne links die „Mavi Marmara“ – das ist offensichtlich ihr Ziel. Der Helikopter beginnt zu kreisen, verfolgt von grellen und starken Suchlichtern, die von der „Marmara“ auf ihn gerichtet sind. Das Schiff ist nur im unteren Teil richtig beleuchtet, dort wo die Kabinen sind; oben ist es relativ dunkel. Die Zodiacs umkreisen die „Mavi Marmara“ in schneller Fahrt, immer wieder. Offensichtlich ein psychologisches Manöver. Etwas weiter vom Schuss steht eine israelische Fregatte – offensichtlich das Befehlszentrum und Heimatstation der Zodiac-Boote. Vangelis Pissias kommt für einen Moment aus dem Führerhaus und sagt nur kurz: „They are totally crazy!“ Wir alle ziehen unsere Schwimmwesten an.

Von meinem Standpunkt, der Terrasse neben dem Führerhaus, etwa sieben Meter über der Wasserlinie, bietet sich mir ein Blick wie im Freilichtkino. Man hört Ansagen, Befehle über Megaphone und Lautsprecher, ein sich verdichtendes Durcheinander. Durch mein Teleobjektiv sehe ich jetzt, etwas verschwommen und durch die Schiffsbewegungen verwackelt, wie sich aus dem Helikopter, der über der „Marmara“ steht, Marinesoldaten nach unten abseilen. Ein zweiter Hubschrauber kreist. Noch wirkt das alles wie bei einer Manöverübung. Doch offensichtlich haben die Israelis Probleme. Der zweite Hubschrauber kommt, noch mehr Soldaten seilen sich nach unten ab. Jetzt wird aus dem Manöver Ernstfall: Rauchbomben hüllen die Szenerie ein, die Mannschaften aus den Zodiacs entern das Schiff, plötzlich der Knall von Blendgranaten, Schüsse fallen. Das hier ist ein unerklärter Krieg, eine Kriegserklärung. Bilder wie im Kino: „Apokalypse Now“ im Mittelmeer.

Hinter uns wird gerade die „Sfendoni“ von den Marines eingesammelt. Die beiden türkischen Frachter sind offensichtlich zum Stehen gebracht worden, man sieht von hier aus nur noch schwach ihre Positionsleuchten, die „Challenger“ ist überhaupt nicht mehr zu sehen. Unser Schiff tuckert unbeirrt weiter, während vorne wohl die „Marmara“ in den Händen der Israelis ist. Keine Kampfhandlungen mehr, es ist ungefähr 5.30 Uhr, als das Passagierschiff plötzlich eine scharfe Wendung nach rechts macht und Richtung Ägypten fährt. Alle sind erstaunt, keiner weiß es zu deuten.

Gegen 6.30 Uhr geht es dann bei uns los. Wieder das Kreisen der Speed-Boote. Lautsprecheransagen: zuerst, wir sollten umdrehen und nach Norden fahren. Vangelis Pissias kommt mit Megaphon aus dem Führerhaus auf meine Seite und schreit über das Meer: „Dies ist ein Akt von Piraterie. Wir sind 78 Meilen von der israelischen Küste entfernt. Dieses Meer ist frei. Es ist ein Verbrechen, was hier geschieht. Gegen internationales Recht. Dies ist ein griechisches Schiff, seit viertausend Jahren fahren wir auf diesem Meer. Es ist ein freies Meer.“

Die Marines der „Israel Defense Forces“ (IDF) sind davon unbeeindruckt, immer wieder das Kreisen mit dem Speed-Boot, die Aufrufe. Die Stimme von Vangelis Pissias überschlägt sich mehr und mehr bei seinen Ansagen. Jetzt übernimmt Dror Feiler das Megaphon. In Hebräisch beschimpft er die Soldaten der Shayetet-13-Spezialeinheit und sagt ihnen, sie sollten abhauen. Die sind völlig irritiert - auch über den NATO-Draht an Bord. Sie holen neue Befehle ein – und ein Schneidegerät. Inzwischen ist es hell. Sollten die Israelis gedacht haben, alles in der Dunkelheit zu erledigen, so hat sich das jetzt erübrigt. Die Verzögerungen bei der „Marmara“ bieten uns bestes Blickfeld. Nur mühsam kommt die Eliteeinheit über die hochgeworfene Leiter an Bord. Sie sind sehr vorsichtig. Wir lassen die Kameras ohne Pause laufen. Als alle Marines an Bord sind, wechsele ich die Speicherkarte.

Alle haben sich auf der Schiffsbrücke versammelt. Die Israelis wühlen sich vorsichtig nach oben. Die zweite Speicherkarte nehme ich heraus, als sie den unteren Teil der Brücke betreten. Mit gezogenen Waffen gehen sie auf unbewaffnete Zivilisten zu. Wer nicht weicht,



wie etwa der große, gemütliche Michalis, ein 65-jähriger griechischer Kleinunternehmer, wird auf kürzeste Distanz aus dem Weg geräumt. Michalis fällt wie vom Blitz getroffen neben mir um, als ihn Soldat Nr. 14 – alle haben Nummern – aus zehn Zentimetern Entfernung mit der Elektro-Pistole anschießt. Der gleiche Soldat schlägt mir vor die Brust und will mir die Kamera aus der Hand reißen. Ich halte anfangs noch dagegen, lasse dann los, um mir nicht die Hand brechen zu lassen und werde nach unten abgeführt. Obwohl ich mehrere Mal darauf hinweise, dass ich von der Presse bin und meinen Ausweis zeige.

Vangelis Pissias will im Führerhaus das Steuer nicht so einfach übergeben. Er hält sich fest und wird geschlagen und getreten, humpelt und blutet am Fuß. Nach und nach werden wir alle nach unten gebracht und auf zwei Bänke zusammengepfertcht. Mankell zittert vor Wut und Ohnmacht, murmelt vor sich hin. Wir sollen uns jetzt unsere Pässe herausgeben. Einige Griechen weigern sich und werden brutal von Soldaten über das Deck gezogen – über scharfkantige Eisentreppen, Rohre, und Metallstützen. Mehmet Kaplan, der schwedische Parlamentarier, protestiert und verweist auf seine Immunität, aber die Marines kennen dieses Wort vermutlich gar nicht. Dror Feiler, der geborene Jude mit schwedischem Pass, kommt aus Kapitänskajüte mit blutendem Ohr. Er war wohl zu frech und wurde geschlagen.

Alles hat sich jetzt etwas beruhigt, wir können unsere Invasoren besichtigen: allesamt junge Leute wohl zwischen 19 und 25. Manche noch Kinder. Sie sind maskiert, behelmt und für den militärischen Outsider so bewaffnet, als ob sie den dritten Weltkrieg gewinnen wollten. In nicht wenigen Augen steht blanke Angst, gemischt mit jener Entschlossenheit, zu allem bereit zu sein. Eine gefährliche Mischung. Jede falsche Bewegung kann hier gefährlich sein, das haben auch die impulsiven Griechen gemerkt und provozieren nur mit Worten.

Gegen acht Uhr knallt die Sonne schon ziemlich stark auf das Deck, nach kurzen Verhandlungen wird uns erlaubt, eine zusätzliche Plastikplane einziehen. Es ist drückend heiß. Wasser wird uns angeboten und auch Nahrung. Wir lehnen ab, wir wollen unsere eigenen Sachen essen. Doch ein Grieche nimmt den dargebotenen Sandwich – und wirft ihn, mit einer verächtlichen Bemerkung gewürzt, ins Meer. Es wird Zeit, dass ich überlege, wie ich meine Filmaufnahmen sichere. Da ich davon ausgehe, als filmender Journalist im Hafen von Ashdod, der unser Ziel ist, besonders gefilzt zu werden, frage ich den neben mir sitzenden Henning Mankell. Als Prominenter werde er wohl weniger stark gefilzt. Mankell nickt und übernimmt die beiden Chips, steckt sie in die Hosentasche. Zwei Stunden später meint er, jetzt sei ja alles ruhig und schiebt sie mir wieder hin. Offensichtlich ist ihm nicht wohl dabei. Viktoria Strand, die schwedische Ärztin, übernimmt statt seiner – mit Erfolg, wie sich später herausstellen wird.

Soldatin Nr. 23 ist das Ärgernis auf dem Schiff. Sie bringt vor allem die Griechen auf Hochtemperatur. In Abständen, mindestens fünf mal, kommt sie mit ihrer kleinen, privaten Filmkamera um die Ecke und will die Gruppe filmen. Das Abu Ghraib-Syndrom. Ein großes Geschrei beginnt. Die Soldaten werden darauf hingewiesen, dass das nach internationalen Bestimmungen nicht erlaubt ist. Es kümmert sie wenig. Dror Feiler, der jüdische Schwede, ist für die Soldaten ein doppeltes Ärgernis: erstens seine freche Klappe, zweitens versteht er alles, was sie sagen und übersetzt es prompt. Plötzlich Aufregung: Ein Soldat kommt zu dem Chef Brigade gerannt und zeigt ihm, vor Empörung bebend, was er da gerade Gefährliches gefunden hat: zwei größere Obstmesser. Ein Waffenfund! Lautes Gelächter, selbst Mankell kann sich ein Grinsen nicht verkneifen.

Mehr als zehn Stunden dauert die Fahrt in der Hitze, dann ist Ankunft im israelischen Hafen Ashdod. Wir werden zuerst alle nach unten in die kleinen Kabinen gesperrt. Ich spreche mit dem Brigadeführer, dass unser Gepäck gesichert und mit uns geführt wird. Er versichert mir, dass alles seine Ordnung haben wird. Dann: heraustreten. Ich muss als einer der ersten nach oben, trete aus dem Schiff und sehe mich einer vielhundertfachen Menge gegenüber. Ungezählte Pressefotografen, Fernsehteams, Soldaten, Polizisten. Wir werden der israelischen Öffentlichkeit richtiggehend vorgeführt. Einzelnen. Eine komplette Inszenierung.



## Im Knast

Gleich am Hafenkai: ein riesiger Zelttrakt, extra aufgebaut. Ein junger Beamter zieht mich am Arm zum ersten Tisch. Ein Formular wird mir vorgelegt. Ich werde mit „Mario Giovanni“ angeredet und soll unterschreiben, dass ich illegal eingereist bin und ausgewiesen werden will. Andernfalls käme ich ins Gefängnis und müsse mit einem Prozess rechnen. Ich verweigere die Unterschrift. Ein Übersetzer wird bestellt, weil ich behauptet habe, kein Englisch zu verstehen. Ein älterer Herr mit Bart und Kippa setzt sich freundlich neben mich und versucht in einer Mischung aus Jiddisch und Hebräisch Deutsch zu formulieren. Völlig unverständlich. Ich sage, ich sei als Reporter gekidnappt worden. Er: „Jo, jo Kidnapp.“ Und lacht herzlich.

Eine ärztliche Untersuchung lehne ich ebenso ab und werde dann zur Leibesvisitation geführt. Sie greifen den ganzen Körper ab, ich muss mich ausziehen bis auf die Unterhose. Als ich aus dem Untersuchungsbereich trete, sehe ich, wie der amerikanische Pianostimmer Paul Larudee, den ich auf der „Sfendoni“ kennen gelernt habe, auf dem Hafengebäude liegt, zwei Mann halten ihn fest. Dann schleifen sie ihn auf einen Rollstuhl. Unterwegs erfahre ich, dass Paul bei der Einfahrt ins Hafenbecken gesprungen sein soll, sie haben ihn herausgezogen, jetzt gilt er als besonders gefährlich. Er hat überall am Körper blaue Flecken.

Eine junge israelische Beamtin erzählt mir, dass es auf der „Marmara“ sechzehn Tote gegeben habe: zehn Passagiere und sechs Israelis. Und schaut mich dabei bedeutungsvoll und anklagend an. Ein anderer Beamter fragt mich, woher ich käme. Deutschland? Er dreht sein Gesicht angewidert weg, als ob er gerade einem Naziverbrecher gegenüberstünde. Henning Mankell sehe ich an einem besonderen Tisch sitzen, er verhandelt gerade mit einigen zivil gekleideten Herren. Er wird früher als wir alle freikommen.

Am Hinterausgang der Zeltstadt wartet ein vergitterter, abgedunkelter Gefängniswagen auf uns. Ein uraltes Teil mit Eisensitzen. Wir werden dort hingebacht, immer wieder fotografiert und gefilmt. Jeder der hier Anwesenden scheint am Abend eine Party zu geben, um seine neuesten Trophäen vorzuführen. Alle Rufe und Forderungen, das sein zu lassen, werden mit Lachen quittiert. Nur einige wenige lassen sich davon beeindruckt. Im Gefängnisransporter ist es unerträglich heiß und stickig. Erst nach einer halben Stunde Bitten und Betteln wird die Tür offen gelassen, einer der Polizisten verteilt Wasser. Vangelis Pissias kommt angehumpelt, er hat Schmerzen, sein Gesicht ist eingefallen. Wie er so in diesem altertümlichen Gefängnisransporter sitzt, erinnert er mich doppelt an Costa-Gavras. Man hatte ihn in Ashdod geschlagen, weil er sich weigerte, Fingerabdrücke zu geben. Er hat Schmerzen, auch wegen einer Wunde am Fuß, die er durch die israelischen Marinesoldaten bei der Kaperung seines Schiffes erlitten hat. Fuß- und Rippenbruch wird später bei ihm diagnostiziert werden.

Kurz vor der Abfahrt, nach zwei schweißtreibenden Stunden, kommen noch einmal einige Beamte mit ihren Fotoapparaten. Es nimmt kein Ende. Endlich fährt der Wagen los, es ist schon dunkel. Wir, insgesamt zwölf Gefangene, werden in ein Gefängnis gebracht. Wo das ist, wie es heißt, wie lange das sein soll, wird uns nicht gesagt.

Der stählerne Kasten mit den vergitterten Fenstern ist nach einstündigem Warten und fast zweistündiger Fahrt endlich am Ziel: Beersheva, ein neuer Gefängnis-Komplex in der Negev-Wüste. Es ist dunkel, als wir mit dem Gefängnisransporter den Neubau umrunden, um endlich am Tor zu Block 5 anzukommen. Jetzt, so hoffen wir, wenn auch im Gefängnis, ein wenig Ruhe, keine Blitzlichter von Fotoapparaten, keine Filmteams oder private Camcorder. Doch auch hier in Beersheva das unbezähmbare Verlangen nach Trophäen – als ob wir nicht schon dutzendfach fotografiert, gefilmt, katalogisiert wären. Da stehen sie wieder, und drücken wie verrückt auf ihre Auslöser, ohne auch nur je eine Sekunde auf unsere Proteste zu reagieren. „Es ist nicht für die Öffentlichkeit“, meint einer ganz unschuldig. Nur für das Heimkino.





Das Gefängnis Beersheva, südlich der Stadt, ist ein Hochsicherheitstrakt in der Negev-Wüste, der jetzt gerade ausgebaut worden war: für Schwerekriminelle, Mörder, Attentäter, renitente Palästinenser. In Beersheva soll auch der Mörder von Jitzchak Rabin sitzen. Im langen Gang, der zu Block 5 führt, stehen wieder Fotografen und Kameraleute, es ist etwa zehn Uhr abends am 31. Mai. Erst nach lautstarken Protestrufen lassen sie es sein. Sie sind enttäuscht, hatten sie sich doch schöne Bilder vorgestellt, denn wir sind diejenigen, die den nagelneuen Block 5 einweihen werden.

Nach zwei Schleusen erreichen wir den Hauptraum des Baus im Erdgeschoss, mehreckig, funktional, leicht überblickbar. Links, abgetrennt, die Abteilung für das Personal, Büroräume, ein Raum mit Fotoanlage, einige Geheimdienstleute – sie sind leicht zu identifizieren – lehnen lässig an der Wand. Linker Hand, weiter vorne dann eine Art kleiner Küchenbereich mit Spülwannen, danach beginnen die Zellen im Erdgeschoss. Ganz rechts, neben dem Eingang, der Duschbereich mit offenen Kabinen, über jeder Dusche ist eine Kamera angebracht. An der Wand daneben eine Reihe Münztelefone. Im letzten Drittel dieses unteren Bereichs sind die Sitzflächen für die Gefangenen: jeweils vier an einen Metalltisch geschweißt. Auf einem der Tische prangt der Stempel vom TÜV Rheinland. Wir erhalten zwei kleine Stückchen Seife, drei Päckchen Shampoo, eine Zahnbürste, Zahnpasta, ein Handtuch, eine Plastiktasse und ein Esstabled.

Über eine Treppe kommt man in den ersten Stock mit weiteren Zellen: jeweils vier Betten, ein Tisch mit angeschweißter Sitzfläche, ein Schrank mit vier Abteilungen. Die Toilette hat eine oben und unten freie Tür, metallische Sitzfläche und Waschbecken. Wenn man die Spülung drückt, bricht ein Lärm los, als würde man einen Presslufthammer anwerfen. Sowohl Schlafraum als auch Toilette sind mit Überwachungskameras bestückt. Oben an der Wand ein Ventilator, der Kühlung spenden soll. Wenn man aus dem vergitterten Fenster schaut, zeigt sich hinter den großflächigen Gefängnisbauten die Wüste Negev.

Zelle 5115 im ersten Stock ist ab jetzt unsere Wohnstatt: mit mir sind Marcello Faraggi, italienischer Journalist aus Brüssel, Bilal Abdul Azziz, Englischlehrer aus Großbritannien, Manolis Matchioulakis, Solarenergie-Fachmann aus Athen. Unsere Zelle ist die einzige ohne funktionierenden Ventilator, aber in einer Ecke der Zelle steht ein Paket mit allen Einzelteilen. Marcello Faraggi hat in dreißig Minuten das Gerät auf die Platte an der Wand montiert. Dass dieser Trakt in aller Eile bereitgestellt wurde, merkt man an dem Putz, der auf dem Zellenboden liegt, den Matratzen, die noch eingeschweißt sind, und dem Vogelkot auf den Geländern – offenbar lagerten die noch vor kurzem im Freien, und keiner hat sie bis jetzt gereinigt.

Im Erdgeschoss werden gerade Wasserflaschen hereingebracht, Nahrungsmittel – Brot, Gurken, Paprika – bereitgestellt, dann die Türen über einen Zentralmechanismus geöffnet. Alle strömen aus ihren Zellen, in unserem Trakt sind von rund sechzig Personen mindestens zwölf aus den Medien: Filmemacher, Printjournalisten, Fotografen aus der Tschechischen Republik, Italien, Frankreich, Irland, Australien, der Türkei, Jordanien. Die starke griechische Gruppe umfasst zwei Professoren, mehrere Gewerkschafter, Ingenieure, Facharbeiter, einen Studenten aus Zürich und auch den Schiffskoch der „Eleftheri Mesogeios“, den gemütlichen Exil-Ägypter mit griechischem Pass, Naim Elghandour. Sie sind laut, offensiv und witzig zugleich – und kaum zu bremsen. Die türkische Gruppe stammt hauptsächlich von den Frachtschiffen der IHH, einer türkischen Hilfsorganisation, die in manchen Ländern als radikal-islamistisch eingestuft wird.

Schon am ersten Abend wird klar, dass die Vollzugsmitarbeiter keinen einfachen Job haben werden. Laut wird nach Rechtsanwälten, Botschaftern oder Konsulatsmitarbeitern gerufen, einige fordern, telefonieren zu dürfen. Ein Durcheinander sondergleichen. Die israelischen Gefängniswärter schauen erstaunt auf das Chaos. Einer mit höherem Rangabzeichen tritt vor und bittet um Ruhe. Dann dürften wir morgen auch telefonieren. Geschrei und Gelächter. Wir seien ja keine Gefangene, meint er, sondern Besucher, ja, er sucht ein passendes Wort: „Gäste“ seien wir. Und schon schallt es aus dem Hintergrund: „One Cappuccino please!“ Die Angelsachsen sind mit Whisky-Bestellungen dabei. Vangelis Pissias ruft: „I am a political prisoner.“

Das Gefängnis ist überhaupt nicht auf uns eingerichtet, die Organisation völlig chaotisch, das Personal nicht geschult, die Ressourcen mangelhaft. Gefangene, die Medizin benötigen, werden kaum angehört, das Essen ist schlecht und viel zu wenig, am Morgen nach der Einlieferung gibt es



kein Frühstück, Wasser fehlt, die Wärter empfehlen Wasser aus den Zellen zu trinken. Manche schöpfen ihr Essen mit den Tassen aus den großen Behältern auf ihre Teller und essen es mit der Hand, weil Besteck fehlt. Da wir seit Tagen keine frische Kleidung zum Anziehen hatten, waschen wir unsere T-Shirts in der Dusche mit Seife.

Bei manchen Bediensteten spürt man schon früh, wie der Adrenalinpiegel steigt. Sicherlich sind sie eine solche „Klientel“ nicht gewohnt - noch dazu welche aus dem Westen, die dauernd und selbstbewusst die Einhaltung von Menschenrechten fordern. „I can do other, I have 5000 guards here“, stammelt der Gruppenleiter verzweifelt und schaut nach hinten, wo sich im Gang vor der Schleuse uniformierte Schlägergruppen sammeln. „Do other“, ruft es hämisch zurück.

Auch der Versuch, die Gefangenen in Reih und Glied aufstellen zu lassen, um eine Zählung durchzuführen, scheitert kläglich. Alle in die Zellen zum Zählen, heißt es dann, keiner geht, einer der Beamten fängt an zu schreien. Am ersten Morgen wählen wir unsere Sprecher, die unsere Forderungen gegenüber der Gefängnisleitung vertreten sollen. Das kennen die Beamten hier nicht und reagieren verwirrt. Ihre Autorität ist lange hin, sie werden noch aggressiver. Aber nicht alle sind so. Ein dunkelhäutiger Vollzugsbeamter, es heißt, er käme aus der Gruppe der Beduinen rund um Beersheva, hat ein freundliches Gesicht, eine Bärenruhe, und er hört zu. Wenn er Dienst hat, gibt es keine Konflikte. Auf meine Frage, es seien doch frische T-Shirts und Socken versprochen worden, wiegt er nachdenklich den Kopf und meint, das sei schlecht. Dann winkt er mich zu einem Karton mit abgepacktem Toastbrot, langt tief hinein und holt zwei Plastikhüllen mit Trainingsanzügen heraus. Und lächelt verschmitzt. Ich nehme mir ein Oberteil, den Rest verteile ich unter meinen Zellengenossen. Bilal Abdul Azzis schaut mich völlig konsterniert an, freut sich und murmelt nur: „...these Germans“. Faraggi und Matchioulakis erhalten jeweils ein Kleidungsstück.

Am ersten Morgen versuchen sie auch, uns nach Nationalitäten zu trennen. Ein ungültiger Versuch, die Gruppe lässt sich nicht aufspalten. Khalid Turaani, geboren in einem palästinensischen Flüchtlingscamp in Jordanien, zugleich auch amerikanischer Staatsbürger, ist einer der Organisatoren der „Freedom Flotilla“. Ihn haben sie besonders auf dem Kieker, mehrere Geheimdienstleute in Zivil wollen ihn zu einer separaten Anhörung abführen. Turaani wehrt sich, er hat sichtbare Angst, von der Gruppe abgespalten und einer härteren Behandlung unterzogen zu werden. „Torture is legalised in Israel“, sagt er. Alle Gefangenen stellen sich vor Turaani, manche schreien, ein Krawall sondergleichen. Plötzlich taucht eine Mitarbeiterin der US-Botschaft auf und verlangt Auskunft, wer die Herren in Zivil seien. Die Guards sind verunsichert und tun so, als hätten sie keine Ahnung. Turaani bleibt erst einmal hier.

Den ganzen zweiten Tag sind Anhörungen vor dem Haftrichter, doch nicht jeder wird auch vorgeladen. Es ist kein System auszumachen. Ein schwedischer Staatsbürger kommt zurück und berichtet, der Richter habe ihn angeschrien, weil er seinen Namen nicht nennen wollte und darauf hinwies, es schon dutzende Mal getan zu haben. Dreißig Tage Haft seien ihm angedroht worden.

Am zweiten Tag, am 2. Juni gegen 14 Uhr, strömen die Botschaftsvertreter aller beteiligten Länder in das Erdgeschoss. Zwei Frauen der Botschaft aus Tel Aviv sind auch da, das beruhigt. Sie geben Informationen über das israelische Abschieberecht und ihre Möglichkeiten der Intervention. Sollte ich immer noch nicht die Erklärung unterschreiben, ich sei illegal in Israel eingereist und stimme zu, ausgewiesen zu werden, könnte das erhebliche Konsequenzen haben: Beginn eines Verfahrens, das sich in die Länge ziehen kann. Ich teile den beiden mit, dass ich nicht gewillt bin, diese zynische Lüge zu unterzeichnen und bitte, meine Familie zu unterrichten. Am Ende kann ich, in einer Dokumentenmappe des Auswärtigen Amts versteckt, die aktuelle englisch-sprachige Ausgabe der israelischen Zeitung „Haaretz“ übernehmen, die eine der Botschaftsmitarbeiterinnen gerade dabei hat – später ein Schlager unter den Gefangenen und ausgiebig gelesen.

Der Besuch der Konsulatsmitarbeiter und anschließend einiger Rechtsanwälte hat den Optimismus der Gefangenen sehr erhöht. Beim abendlichen Zählen nach dem Essen – wieder viel zu wenig für alle – drehen der Amerikaner Gene und Manolo Luppichini, der römische TV-Journalist, unter dem anfeuernden Beifall aller einige Jogging-Runden. Es kommt kaum noch Widerstand von den Beamten. Sie hindern Manolo auch nicht, an die Münztelefone zu gehen. Er wählt die Nummer 100



und bekommt tatsächlich eine Verbindung – mit einem Polizeirevier in Beerscheva. Er erzählt, er sei Italiener und entführt worden und wolle befreit werden. Der Polizist am anderen Ende der Leitung ist sehr interessiert und notiert alles. Erst als Manolo sagt, wo er sich befindet, legt der Beamte auf.

Plötzlich Aufregung. Mehrere Beamte wollen Khalid Turaani und den Journalisten von Al Dschazira zur Ausweisung abholen. Ziel: Jordanien. Die energische amerikanische Konsularbeamtin ist dabei. Sie hat schon am Tag vorher den Israelis ziemlich Beine gemacht. Turaani ist misstrauisch, lässt sich aber überreden. Er verabschiedet sich mit schon ziemlich wässrigen Augen. Am nächsten Morgen, gegen sieben Uhr, einige sind schon aufgestanden und warten auf etwas Essbares, tritt ein Beamter in die Runde und ruft laut Khalid Turaani auf. Gelächter auf Seiten der Gefangenen. Ein weiteres Beispiel für das völlige Chaos im Gefängnis.

Eine Viertelstunde später dann geht es schnell. Mehrere Beamte schleppen Kartons heran – mit Plastikfolien, in denen unsere Ausweise und die Aufnahmeformulare des Gefängnisses stecken. „We will finish this morning“, sagt einer der Beamten fast erleichtert. Immer mehr Gefangene aus anderen Blocks werden in unseren Bereich eingelassen. Wir werden in Gruppen aufgerufen und in den vorderen Teil des Blocks 5 geführt. Wie schon im Hafen von Ashdod werde ich in den Unterlagen der Israelis als „Mario Giovanni“ geführt. Warum sie meinen zweiten Vornamen immer wieder als Familiennamen benutzen, bleibt unerfindlich. In einem stickigen, offensichtlich nicht belüftbaren Raum warten wir, während Vollzugsbeamte und Soldaten ihrer Lieblingsbeschäftigung nachgehen: Gefangene fotografieren.

Auch draußen im Hof, wo ein Reisebus auf uns wartet, klicken die Fotoapparate ohne Pause. Ein Beamter reicht Wasser, Brot und Käse, dann geht es los zum Flughafen Tel Aviv. Während der Fahrt überholen uns nicht wenige Autos, aus denen ein ausgestreckter Mittelfinger herausragt. An Ampeln und Kreuzungen stehen Menschen, die laut schimpfen und drohend die Fäuste recken. Kinder eines vorbeifahrenden Schulbusses zeigen das Victory-Zeichen.

Am Flughafen angekommen, es ist inzwischen 12.30 Uhr, dürfen wir erst einmal warten – mehr als eine Stunde im Bus. Alexander, der tschechische Fotograf, bittet, auf die Toilette gehen zu dürfen, es sei dringend. Es wird ihm verweigert, ebenso anderen Bittstellern. Alexander bietet fünfzig Euro für einen Toilettengang, dann hundert und dann noch mehr. Keine Reaktion. Es kommt zu heftigen Diskussionen. Grinsend wird dem Tschechen geraten, einfach in die Hose zu urinieren. Draußen auf dem Flughafengelände stehen schwerbewaffnete Spezialkräfte, das Flughafengebäude ist überschwemmt von Uniformierten.

## **Türkische Helden und israelische Diebe**

Wir dürfen – einzeln, von einem Beamten geführt und von Fotoapparaten verfolgt – nach oben. Wieder der Aufruf: „Mario Giovanni“. Wir erhalten unsere Pässe. Petre, der Kollege vom tschechischen Fernsehen, hat Pech. Sein Pass ist wohl im Chaos verloren gegangen, er erhält ein Ersatzpapier. Kein Bedauern, keine Entschuldigung. Während ich auf meinen Aufruf warte, nähert sich ein Uniformierter und meint: „Yesterday I saw you at television. You are famous.“ In einem Bus werden wir auf das Flugfeld gefahren, dort warten drei Maschinen der Turkish Airlines. Recep Erdogan, der türkische Ministerpräsident, hat sich in einem geschickten Schachzug erboten, alle Gefangenen der „Freedom Flotilla“ nach Istanbul ausfliegen zu lassen. Auch die Weiterflüge in die Heimatländer mit der türkischen Fluglinie sollen von der Regierung übernommen werden. Die Türkei und Erdogan als Retter der „Flotilla-Helden“ – ich sehe schon die Überschriften in den türkischen Zeitungen.

In der großräumigen Maschine werden wir von den dort schon anwesenden Frauen, die vor uns aus dem Gefängnis kamen, mit großem Beifall empfangen: viele Türcinnen mit Kopftuch, eine Italienerin, eine Amerikanerin, eine Schwedin. Nach und nach füllt sich die Maschine, immer wieder von frenetischem Beifall und „Allahu Akbar“-Rufen begleitet. Aber es dauert alles sehr lange. Seit 13.30 Uhr sind wir an Bord, und erst kurz vor 24 Uhr kommt der letzte: der Chef der



Hilfsorganisation IHH, der einer besonderen Befragung unterzogen wurde. Ein Gerücht geht um: Vangelis Pissias, der Grieche, sei wieder im Gefängnis, weil er nicht ohne sein Schiff ausreisen wolle. Manolis, mein griechischer Zellengenosse, kommt plötzlich ziemlich aufgeregt auf mich zu: Ob ich schon wisse, dass für Griechen ein besonders Flugzeug ihrer Regierung warten würde. Er drängt hinaus, er wolle nicht nach Istanbul fliegen, die Polizisten am Ausgang zum Flugzeug sind verwirrt, kurze heftige Meinungsäußerungen, dann winkt Manolis und verschwindet. Nach fast zwölf Stunden Wartezeit im Flugzeug, gegen 0.45 Uhr endlich, hebt unsere Maschine Richtung Istanbul ab.

In Istanbul gelandet, wollen alle so schnell wie möglich aus dem Flugzeug. Das aber ist nicht geplant. Waren wir in Israel Objekte einer medialen Inszenierung durch die dortigen Militär- und Polizeikräfte, so beginnt in Istanbul eine neue Inszenierung: die der Helden. Durch die dichtgedrängten Gänge der Maschine wühlen sich zuerst zwei türkische Kamerateams, begleitet von hektischen Reportern, die die ersten Interviews mit türkischen Betroffenen machen. Danach eine zweite Karawane: untersetzte, brillantineverwöhnte Herren in Anzügen mit dem Duft schwerer Herrenparfüms. Türkische Honoratioren, die auch einen Teil des Triumphs abhaben wollen. Sie schütteln jedem die Hände, ob man will oder nicht.

Draußen vor dem Flugfeld Tausende von Menschen mit türkischen oder palästinensischen Fahnen. Eine israelische Flagge wird verbrannt. Ein deutscher Konsulatsvertreter fährt Marcello Faraggi und mich aus dem Trubel heraus zu einem weit entfernten Gebäude, dem Gerichtsmedizinischen Institut in Istanbul. Dort sollen sich unsere Gepäckstücke befinden. In langen Gängen liegen dort auf dem Boden verstreut Taschen, Koffer, Rucksäcke. Ein unglaubliches Chaos. Hunderte irren von Gang zu Gang und suchen ihre Sachen. Nach einer Stunde finden wir Faraggis Kameratasche und meine Reisetasche, zwei von sechs Gepäckstücken. Unsere erste Freude trübt sich schnell. Als wir die Taschen öffnen, finden wir darin stinkende alte Lumpen, zerschnittene Teppiche, schmutzige Handtücher, kaputte Plastiksandalen, Müll. Es dünstet bestialisch aus den Gepäckstücken. Weder die Kamera bei Faraggi, noch Hosen, Hemden und Kamerastativ bei mir. Auch mein Laptop ist weg, Filmkamera, Fotoapparat etc.

Das alles muss mit Bedacht so arrangiert worden sein. Denn seit unserer Gefangennahme hat man uns stetig versichert, unser Gepäck sei in Ordnung, alles würde uns zurückgegeben. Eine große Lüge. Eine Journalistin aus Australien läuft vorbei und berichtet, dass ihre Kreditkarten, Bargeld und alle technischen Geräte verschwunden sind. Am Ende, so meint sie, war das alles ja nur ein bewaffneter Raubüberfall mit Todesfolgen. Tage später erfahren wir vom italienischen Kollegen Manolo Luppichini, dass mit seiner konfiszierten Kreditkarte in Tel Aviv Abhebungen von seinem Konto getätigt worden sind.

FAZ 29. Mai - 7. Juni 2010